

(Nachdruck verboten.)

15]

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Oben auf der Tribüne saßen vornehme Damen, in glänzender Toilette, noble Herren. Aber auch Landleute, sogar Bekannte aus dem Thale. In der Mitte stand ein alter Herr mit schneeweißem Haar in ordengeschmückter Uniform, den Degen an der Seite. Wohl der Präsident oder gar ein Prinz! Zwei wunderschöne Offiziere, und mitten darunter Urban, der Bürgermeister, grad als wenn er sein ganzes Leben darunter zugebracht hätte, so frei und „g'mein“.

Burgl stieg es glutheiß in das Gesicht, und das Herz drückte es ihr schier ab. Und sie stand da unter dem Volke, eingepreßt wie die nächst' beste Dirn — die Achenbacherin! die Stillerbauertochter! — und muß sich ihr schön's G'wand verdrück'n lassen! Wenn er nur grad net herschaut, sie könnt's ihm selb'r net verdrück'n, wenn er schadenfreudig wär' in dem Augenblick. Sie drückte sich scheu hinter ihren Vormann, dadurch entstand eine Bewegung gegen das Seil. Ein Feuerwehrrmann, zur Aufrechterhaltung der Ordnung postiert, trat herbei und drängte Burgl als die Schuldige mit derbem Griff zurück. Das war zu viel der Demütigung! Sie wehrte sich, bellagte sich laut. Eine Aufregung entstand. Die einen lachten, die anderen gaben ihr recht. Oben auf der Tribüne wurde man aufmerksam.

Da kam plötzlich der Bürgermeister selbst herab, teilte mit kräftigem Arm die Menge, stieß den Feuerwehrrmann zurück und nahm Burgl, die ihn sprachlos anstarrte, an der Hand.

„Kommt nur mit! Für die Achenbacherin is da oben schon no a Platz,“ sagte er, und unter dem Murren und Gelächter des Publikums, unzähligen auf sie gerichteten Zwicken von der Tribüne herab, führte er sie über den leeren Vorplatz die teppichbelegte Treppe hinauf.

Burgls ganzer Stolz war dahin. Sie senkte die Augen wie ein schüchternes Mädchen. Aber unwillkürlich drückte sie heimlich die Hand ihres Führers, so inniges Dankgefühl erfüllte sie. Das wird sie ihm nie vergessen! dachte sie in diesem Augenblick.

„Ihre Frau wohl, Herr Bürgermeister?“ fragte eine Stimme.

Der blumige Teppich unter ihren Füßen schien hinweg zu fließen, die Tribüne zu wanken, und doch erhob sie bei diesen Worten das Haupt. Sie stand vor dem alten Herrn mit der glänzenden Uniform, und die zwei Offiziere blickten ihr gerade in das Gesicht und wisperten sich gegenseitig zu.

„Die Frau von meinem Vorgänger, Excellenz,“ erklärte Urban, „vom Achenbacher.“

„Wo steckt denn Ihr Mann, daß der Herr Bürgermeister selbst eine so schöne Frau für die Tribüne retten muß?“ bemerkte die Excellenz galant.

„Alleweil daheim! Den bringt nix mehr aus sein' Bau,“ antwortete Urban für Burgl, die sich jetzt wieder herabsahnte auf ihren alten Platz.

„O, das ist aber nicht recht, solch ein alter Name gehört doch heute vertreten, das heißt, jetzt ist er ja vertreten, glänzend vertreten. Nehmen Sie nur Platz.“ Er deutete auf die Damentribüne.

Diese Bewegung des hier Allmächtigen genügte vollkommen, daß alle die vornehmen Frauen und Fräulein ihr Platz machten.

Rasch gewann sie ihre Fassung wieder und das Bewußtsein zurück, daß sie wirklich daher gehöre. Aeußerungen drangen von rückwärts in ihr Ohr, die sie gierig aufsaugte: „Ein Prachtweib! Sieh nur das Haar! Und wie sie sich hält! Ein herrlicher Menschenschlag!“

Und sie war den ganzen Tag beim alten Großvater gesessen und hatte Fliegen abgewehrt!

Das zweite Zeichen! Die Vorführung des Preisviehes begann.

Urban las laut die Namen der Preisträger. Unter Trompeten, Fanfaren, brausendem Jubel wurden die einzelnen Stücke vorgeführt, blumengeschmückt, blitzend, aufgezäumt, von

festen Burschen und Dirnen in der fleidsamen Landestracht geführt.

Prächtige Kühe kamen mit stolzem, bedächtigem Schritte, schwarzer Zillerthaler Schlag, mit einer Haut glänzend wie Sammet, schwere rot und weiß gefleckte Bisterthaler, eigene Zucht, in dem gerade modernen Silbergrau, das sich gegen den Rückenwirbel zu in sanfter Schattierung verdunkeln muß. Alle ihres Wertes, ihrer Auszeichnung sich wohl bewußt, mit hochmütigem Blick die Menge betrachtend. Kraftstrotzende Stiere mit blutunterlaufenen kleinen Augen, leichten Köpfen auf mächtigen, zitternden Nacken, weitgeöffneten Nasenlöchern, weiter, tief herabhängender Brust, von derben Burschen geführt. Ausgelassen nervöse Luxusperde, schwere Hengste mit derben Gliedern und flatternden Mähnen, wiehernd, knirschend, von weißem Schaum die Haut bespritzt. Die Aufregung, das Interesse wuchs mit jeder Vorführung.

Diese Fülle von Naturkraft, Gesundheit und Rasse wirkte ansteckend. Ein mächtiges Lebensfluidum strömte aus und erregte von neuem die von der übergroßen Hitze erschlafften Nerven. Die Arenalust blitzte aus den Augen der Frauen, jauchzte aus tausend Kehlen.

Burgl dachte nicht mehr an zu Hause. Sie bildete jetzt den Mittelpunkt des Interesses ihrer ganzen Umgebung.

Das ganze Fest war ja eine Verherrlichung des Bauerntums und sie eine prächtige Vertreterin, an der man die Ueberschwenglichkeit seiner Gefühle ausließ. Man kokettierte mit dem Dialekt, bewunderte ihre Tracht, die Herren überhäufte sie mit Schmeicheleien.

Nach zehnjähriger Abgeschlossenheit, welche das Weib in ihr völlig in Schlaf gelullt hatte, genoß sie zum erstenmale wieder diese prickelnden Huldigungen der Männerwelt, und ihr bisheriges Leben an der Seite des rücksichtslosen Lorenz erschien ihr wie eine öde Wüste.

Der Präsident hielt nach Beendigung der Preisverteilung eine kurze Ansprache, lobte den Eifer, das Streben der Gemeinde, das gelungene Fest. Dann wendete er sich an den Bürgermeister. Ihm gebühre der Dank und die Ehre des Tages als dem eigentlichen Schöpfer und Veranlasser des Ganzen. Im Namen der Regierung, die er vertrete, spreche er ihm alle Anerkennung aus, ermahne ihn, fortzufahren auf dem so glücklich betretenen Pfade des Fortschrittes, zum Wohl der Gemeinde, der ganzen Gegend. Der Bauernstand dürfe nicht verknochern und erstarren, auch er müsse mit der gewaltig vorwärts schreitenden Zeit gehen, sich alle Errungenschaften derselben aneignen. Die strenge Sitte der Abgeschlossenheit habe gewiß ihre Berechtigung, aber sie dürfe nicht ausarten in Kastengeist. Der Bauer sei vor allem Bürger, Arbeiter, er müsse mit der Industrie Hand in Hand gehen, nicht seine Feindin in ihr erblicken. Mit vereinten Kräften vorwärts! Fort mit allen heinlichen Sonderinteressen! Das soll die Lösung sein. „Und bei dieser Führerschaft“ — er deutete auf den Bürgermeister — „zweifle ich nicht, daß dieser Geist sich immer mehr Bahn brechen wird.“

Urban Lehner erwiderte in kurzen, kräftigen Worten, die ihm klar und ohne Anstoß vom Munde flossen. Rings um Burgl konnte man die Gewandtheit des einfachen Mannes nicht genug loben.

Dann erhob sich brausendes Gurra, donnernde Hochs auf den Präsidenten, auf den Bürgermeister.

Urban wandte sich gegen die Tribüne, sich tief verneigend. Man winkte ihm mit dem Taschentuche, rief seinen Namen. Er blickte, vom Erfolg glühend, auf Burgl, welche starr, ohne sich zu rühren, da saß. Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie sah nur sein verschwommenes, hin und herschwankendes Bild, während es ringsum hieß: „Ein schöner Mann! Ein Prachtferl!“

„Sagen Sie, Frau, ist er verheiratet?“ fragte eine Dame über zwei Reihen hinüber Burgl.

Da verschwand vor dieser das ganze jubelvolle Bild, und an seine Stelle trat die Stube mit der todkranken Gens, und der fragende, drohende Blick traf sie wieder wie vor einer Stunde. Sie war froh, daß man sich von allen Seiten erhob. Sie mußte ja nach Hause. Wenn Lorenz noch früher nach Hause käme, wäre der Teufel los. Und die Wolken im Westen hatten eine drohende Farbe angenommen.

Die Drehorgeln und Ausrufer erfüllten die Luft von

neuem mit ihrem Getöse. Ein Musikchor intonierte vor der Tribüne einen Marsch. Die Festgäste, die Preissträger und Honoratioren sollten sich im Zuge nach der großen Halle begeben zu Erfrischung und Tanz.

Bergebens suchte Burgl ungeesehen zu entweichen. Der Präsident selber forderte sie auf, mitzukommen, und reichte ihr unter dem Jubel seiner Umgebung den Arm.

„Da die Frau Bürgermeisterin nicht da ist, muß ich mich an Sie halten, die Vorgängerin im Amte,“ sagte der joviale alte Herr.

Ein Verhängnis waltete, das sie zwang, eine Rolle zu spielen, während sie nur ganz im stillen ihrer Neugierde hatte fröhnen wollen.

Die Anstößigen faßten ihr Vorgehen als absichtslos auf; der Achenbacher sah ein, daß er nachgeben muß, weil er's selbst net verwinden kann, schickt er sein' Frau! Und man war dessen zufrieden in der verjöhnlichen Festesstimmung und bedeutete ihr es auch von allen Seiten mit friedlichem Gruß und Zuruf.

In der kühlen, gedeckten Halle herrschte schon bacchantische Lust. Das Bier floß in Strömen, auf einem Podium „plattelte“ das junge Volk.

Burgl kam an den Ehrentisch zu sitzen, zwischen den Präsidenten und den Bürgermeister. Ein unendlich banges Gefühl beschlich sie, Gewissensbisse über ihre Gegenwart. Keine Spur mehr von der skrupellosen Hingabe an die Freude, wie vor wenigen Augenblicken.

Schwere Schatten krochen in die Halle. Draußen herrschte ein fahles, gelbes Licht, kein Sonnenchein.

Es war jetzt eine Veruhigung, daß Urban kein Wort mit ihr sprach, nur sein Blick streifte sie immer wieder. Nicht einmal nach seiner Frau fragte er, ob sie, Burgl, bei ihr gewesen sei! Das war doch ganz unnatürlich.

Plötzlich stand der Präsident auf und engagierte die Frau des Bezirksamtmannes. Damit begann der Ehrentanz. „Herr Bürgermeister“, wandte er sich an Urban, welcher keine Miene machte, sich zu erheben, „Sie werden doch nicht zusehen wollen, wie ein siebenzigjähriger Regierungspräsident tanzt, und die Wahl wird Ihnen nicht schwer fallen. Das ist die beste Gelegenheit, alte Geschichten auszugleichen. Habe mich schon unterrichtet unterdes. Wenn man einen so guten Anfang damit gemacht wie Sie, muß man es doch durchführen.“

Burgl fuhr der Schreck in die Beine. Mit Urban tanzen? Wenn das der Lorenz erfährt, jagt er sie zum Haus hinaus.

Das Podium wurde geräumt, der Präsident trat mit seiner Tänzerin voran, Urban zögerte doch noch. Da wandte sich dieser um. „Na, wird's, Herr Bürgermeister?“

Da war kein Ausweg mehr. Urban ergriff schweigend Burgls Hand und sie erhob sich steif mit niedergeschlagenen Augen. Die Seehammer und Osthofener erhoben bei diesem Anblick ein lautes Bravogeschrei. Das war das ausgesuchte Symbol der Versöhnung zwischen den beiden feindlichen Parteien.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Gründung eines Welthauses.

Ort der Handlung: Ein mäßig großes Zimmer in einem Hunderte von Firmen beherbergenden Kaufpalast mitten in der „Berliner City“. Das Zimmer dient dem Welthause „Vereinigte Berliner Warenlager, offene Handelsgesellschaft“ als Comptoir, Lager, Verkaufsstelle und Badraum. Die beiden Fenster sind mit „Glasmalerei“ beklebt.

Die gelbladierte Einrichtung — Diplomat, Schreibtischsessel, Altenjoch, Ladentisch usw. — sind auf Abzahlung, ohne Anzahlung, erworben. Die Schreibmaschine auf dem kleinen Tischchen befindet sich hier „zur kostenlosen Probe — auf acht Tage“. Sind die acht Tage herum, so wird ein andres System unter denselben Bedingungen „erprobt“. Da es etwa ein halbes Hundert Schreibmaschinen-Systeme giebt, wird man ein Jahr dieses ebenso nützliche, wie dekorative Stück nicht zu entbehren brauchen.

Die hohen Regale stehen voll hübscher Pappschachteln mit sauberen Etikettes; Inhalt: Luft. Das ganze Warenlager besteht aus einigen, halbgeöffneten Kistchen: alles Sendungen „zur Ansicht“.

Es ist zehn Uhr. Da erscheint ein junger Mann mit gewandten Manieren und Hinterkopfschneitel: Der Herr Chef, der Gründer des Welthauses. Er ist in den besten Jahren, ledig, mit aristokratischer Glaze, vielen Bedürfnissen und ewigem Geldmangel, bis auf den letzten Punkt also eine gute Partie. Aus der hintern Tasche des grauen Rockes — English fashion, dornier ori — zieht er eine gut belegte Schrippe hervor, die ihm seine „möblierte Wirtin“ heute, wie sie

sagte, zum aller letzten Mal verabreichte, mit dem Bemerkten, daß sie ihm morgen an die frische Luft“ setzen müßte, wenn er die Miene der vergangenen drei Monate nicht berappe. Er beißt herzhast in den guten Happen und läßt wohlgefällig seine Blide über den Raum gleiten, der blissauber aussieht in den Strahlen der Morgenjonne, die hell und wohligh durch die offenen Fenster hereinscheint und alles in eitel Glanz und Leben taucht.

Da klopf es an die Thür, erst zaghaft, dann kräftiger. Im Nu fliegt die halbe Schrippe in den Altenjoch, der Herr Chef wirft sich in Positur und in den Sessel vor dem Schreibtisch, vertieft sich eingehend in einen Haufen Papiere und ruft nachlässig: „Herein!“

Durch die Thür schiebt sich eine behäbige Madam, gefolgt von ihrem aufgeschossenen Rangen.

„Is det hier richtig, wo man einen jewedten Jungen in die Lehre sucht.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, haspelt sie weiter: „Zet bring Sie hier meinen Zeugnigen, wo een jeriebener Kosnamt wer'n soll; jewedt is er und uf Lohn kommt et ihm nich an, ob'schonst eene keene Verjütigung nicht schaden kömt.“

Der Herr Chef mustert den Jungen mit strengem Blick, läßt ihm einige Zeilen schreiben und vergewissert sich, daß er das flebe-pslichtige Alter noch nicht erreicht hat — denn wozu fleben, wenn man's nicht muß. Dann scheint er einen Augenblick zu überlegen, wobei er mit einem langen, spitzen Bleistift verbös auf die Tischplatte pocht und wendet sich schließlich an die Mutter, der er so Zeit gelassen hatte, den neuen Kram einer schnellen Musterung zu unterziehen.

„Ihr Junge gefällt mir nicht übel, er hat zwar eine schauerbare Handschrift . . .“

„Oh, uf der Verjütigung kann id och verzichten,“ fällt Muttern schnell ein.

„. . . so daß wir“, fährt jener unbeirrt fort, „im ersten Jahre kann irgend einen Nutzen von ihm haben werden. Trohdem wollen wir's mit ihm versuchen unter folgenden Bedingungen: drei Jahre Lehrzeit ohne Vergütung, oder zwei Jahre Lehrdauer und er zahlt an mich ein einmaliges Lehrgeld von 100 M., — wenn Sie über eine solche Summe verfügen,“ setzt er nach einer kurzen Pause hinzu. „Er kann dann ein Jahr früher einen gut bezahlten Posten als Kassierer, Buchhalter, Comptoirist, Kanzlist, Proturist zc. erhalten, denn hier kann er alles lernen, foliieren, collationieren, kalkulieren, fakturieren, kurz alles.“

Der guten Frau wurde ganz schwindlich.

„Man hat et ja nich gerade zu dide, ob'schonst man nich von die Straße kommt; Jottfried, wat mein Seljzer is, hat uns 'en kleinen Kottjochchen hinterlassen, un wenn Se jloben, det Se ihm in zwee Jahre so weit langstieren können, na, denn man zu, den blauen Lappen werd id schonst verschmerzen — det Feld kann er Ihnen morjen bringen.“

Der Handel wurde abgeschlossen, ein Lehrvertrag ausgefüllt und unterschrieben und die Alte zog glückstrahlend ab, indem sie ihrem Jungen zu Abschiede zurief: „Nu paß man Obacht, Jottihilf, un zeig' det Du von jute Eltern stammst.“

Der Junge wurde gleich angepaßt und durfte die kleinen Musterlisten auspacken. Inzwischen klingelte der Herr Chef bei drei verschiedenen Handels-Lehrinstituten an und hat, ihm eine Schreibmaschinen-Schreiberin — gleichfalls „zur Ansicht“ — zuschicken zu wollen.

Nach einer Viertelstunde war schon eine da.

„Beherrschen Sie dieses System, Fräulein?“ forschte der Herr Chef, indem er auf die Schreibmaschine hinwies.

Sie beherrschte gerade dieses System nicht, war aber mit drei, vier andren gut vertraut.

„Om — ja — schade, darauf käme es mir gerade an.“ Das Fräulein mußte jetzt ein kurzes Stenogramm aufnehmen und ihre Handschrift vorführen. Alles klappte vorzüglich.

„Ja, liebes Fräulein, wenn Sie nur das System da gelernt hätten; so ein erstklassiges, weltbekanntes System müßten Sie doch eigentlich kennen. Om, — ja. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, denn Sie gefallen mir. Arbeiten Sie sich hier bei mir auf der Maschine ein. Es soll Sie nichts kosten. Behalt bekommen Sie nach einem Monat, wenn Sie die Maschine beherrschen.“

Das „liebe Fräulein“ wollte nicht; auf jeden Fall müsse sie erst ihre Eltern fragen.

Bei einer zweiten ging es nicht besser.

Die dritte beherrschte zufällig das böse System, aber „mit der Handschrift haper's, und in der Orthographie sind Sie auch nicht firm,“ bemerkte der Herr Chef. „Om, eigentlich schade, nach einem Monat praktischer Arbeit ging's sicher,“ setzte er lauend hinzu. „Wie wär's, wenn Sie sich einen Monat vervollkommen? Kosten würde es Sie nichts, und nachher bekommen Sie Lohn.“ Das arme unerfahrene Ding biß an.

Auch sie durfte gleich dableiben und sofort folgendes Stenogramm aufnehmen:

„Unser Jüngstes vom 17. cr. mit nebenhgehendem Prospekt per X-Band schäzen in Ihrem Besitz und dürfte es Sie in hohem Maße interessiert haben, von der Gründung der Vereinigten Berliner Warenlager, offene Handelsgesellschaft“ avisiert worden zu sein, eines Establishments, das geeignet ist, einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuwehnen und das geneigtest in Verlicksichtigung zu ziehen Sie gewiß nicht verjämsten werden. Durch jahrelanges Konditionieren in den diverssten Branchen (der Herr Chef war früher Friseur, dann Kellner, Wadediener, Buchhandlungsreisender, Hühneraugenoperateur, approbiert

Geisthilfe, Hotelportier und zuletzt Naturheilerarzt ohne Approb. Ann. d. Verf.), sind wir in die angenehme Lage versetzt, die billigsten Bezugsquellen zu kennen und wird es uns ein Vergnügen sein, Sie an den sicher zu erzielenden, horrenden Vorteilen partizipieren zu lassen.

In der angenehmen Erwartung, bald mit Ihnen geschäftlich — In diesem Augenblicke ging die Thür und ein gigerlmäßig herausgestaffelter Mensch trat ein.

Gegenseitige Verbeugung a la Corpsstudent. Das Personal wird schleunigst abgeschoben und die beiden Herren lassen sich vor dem Schreibtisch nieder.

„Nun, wie haben Sie sich die Sache überlegt,“ spricht liebenswürdig der Herr Chef.

Der andre, ein vertöhltes Mutterlöschchen, das durch unglückliches Spiel gezwungen ist, sich nach einer „luktativen Beschäftigung“ umzusehen und nicht abgeneigt erscheint, mit einer bescheidenen Einlage Associé der „Vereinigten Berliner Warenlager, offene Handelsgesellschaft“ zu werden, pußt verlegen die Gläser seines Kneifers.

„Ja schon — aber ein Anteil von nur 35 Proz. am Gewinn, bei einer Einlage von 10 000 M., die der Ihren also gleich ist, scheint mir doch zu niedrig,“ sagte er endlich.

„Aber werter Herr, ich muß doch etwas mehr bekommen als Sie, da ich ungeheueres Opfer an Geld, Zeit und Arbeit bringen mußte, um das Unternehmen soweit zu fördern. Sie werden sehen, wir machen ein Bombengeschäft.“

„Glaub's schon, aber 35 Proz. ist mir zu wenig.“

„Man sprach hin und her; schließlich rief der Herr Chef mit einem Ausdruck in Miene und Stimme, als mache er ein königliches Geschenk:

„Na, um die Sache zu Rand zu bringen, will ich Ihnen noch weiter entgegenkommen: Anstatt 10 000 legt jeder 7500 Mark ein. Sie erhalten 50 Proz. des Reingewinns und geben mir als Entschädigung für meine bisherigen Auslagen — die von mir aufgewandte Arbeitskraft will ich nicht weiter anrechnen — die so ersparten 2500 Mark. Das ist mein letztes Wort.“

Damit erhob er sich. Das Mutterlösch glaubte einen wirklichen Sieg errungen und sich dem geriebenen Kaufmann da weit überlegen gezeigt zu haben und ging auf den Handel ein.

Am andern Morgen wurden die Verträge notariell aufgenommen und die vereinbarten 2500 Mark Entschädigung bar ausbezahlt. Die Einlagen sollten am selben Tage noch bei der Rationalbank für Deutschland deponiert werden und am nächsten Tage sollte der zum simplen Associé degradierte Herr Chef seine Tour antreten. Er zog es jedoch vor, schon um 12 Uhr 33 Minuten via Köln-Brüssel nach London abzubandeln und drei Tage später hatte das Welthaus „Vereinigte Berliner Warenlager, offene Handelsgesellschaft“ aufgehört zu sein. —

S. 3.

Kleines feuilletton.

1. Da drunten. Manche Leute halten schon die Seife für einen Luxusartikel. Wasser allein thut's auch, meinen sie. Und für den Teint soll ja lauwarmes Wasser ohne Seife, nach Aussprüchen berühmter Kosmetiker, das einzig Richtige sein. Manchmal hapert's aber auch mit dem Wasser. Und die Leute leben darum auch, tragen sich nur etwas mehr, als man's bei uns zu Lande gewohnt ist.

Das ist da unten bei den „Hammeldieben“, wo die Albanesen rumoren und die Bosnialen und Montenegriener mit einem langen Messer im Gürtel herumlaufen. Da ist der Wein billiger als das Wasser, das oben auf den kahlen, grauen Bergen in Eisternen gesammelt wird. Wer aus einer wasserreichen Gegend in diesen Landstrich kommt, dem läuft's zuerst wie ein Grusel den Rücken hinunter. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles, und zwar sehr rasch.

Zuerst freilich schüttelte ich den Kopf, als ich mein Hotelzimmer betrat. Ein hocheleganter Waschtisch, eine Niesenwaschschüssel, zwei piekfeine Handtücher mit Franzen, — eins für das Gesicht und eins für die Hände — eine geschliffene Miniaturlarasse mit Glas usw. Aber, zum Teufel, wo war nur das Wasser? Ich suchte wohl eine halbe Stunde lang, konnte aber beim besten Willen nichts entdecken. Da kam mir die Mut. Wozu war auch eine elektrische Klingel da? Tipp . . . Tipp . . . Tieppp . . .

Das gellte durch das ganze Haus, als sollte die Feuerwehr alarmiert werden. Da stürmte es auch schon die Treppe herauf, leuchtete atemlos und pochte an die Thür. Ich öffnete. Was denn der Herr wünschte? „Wasser“, brüllte ich dem dienstbaren Geist ins Gesicht. Wasser? Wozu denn Wasser? „Zum Waschen?“

Selten habe ich ein verdutzteres Gesicht gesehen. Schweigend betrachtete ich ein paar Sekunden die braune Kruste am Halse meines vis-a-vis. Mir ging ein Seifensieder auf.

Milber gestimmt wiederholte ich meine Bitte um Wasser. Ohne Antwort retirierte der Gefragte polternd die Treppe hinunter.

Sollte der mich für verrückt halten? Aber da kam auch schon die Dame des Hauses, die mir unter vielen Entschuldigungen klar machte, daß Wasser nur einmal am Tage, und zwar vor dem Zubettgehen verabreicht werden könne. Es wäre ihr ja unendlich unangenehm, aber die teuren Wasserpreise zc. zc.

Also in einer Wüste mitten in Europa! Pfeffend nahm ich Hut und Stock. Konnte ich mich nicht äußerlich bescheiden, so wollte ich es doch wenigstens innerlich thun. Und das gelang mir verhältnismäßig bald. Verfühnlischer gestimmt, trat ich meinen Heimweg an.

Der Stock flog in die Ecke, der Hut auf den Kleiderhaken, der Rock aufs Bett. . . Da knurrte etwas vom Bett herüber. Ganz wie ein Hund knurrt. Vorsichtig schlich ich näher. Wichtig: ein ausgewachsener, brauner Dackel lag auf meinem Bett. Die krummen Beine hatte er an den Leib gezogen, den Rücken ein wenig gekrümmt — anscheinend fühlte er sich recht behaglich und mollig.

Sollte ich mich geirrt haben? Ich öffnete die Thür und sah nach der Ziffer des Zimmers. Es war Nr. 4. Nr. 4 hatte ich gemietet und keine Hundehütte.

Wieder bearbeitete ich die elektrische Klingel. Diesmal kam der Oberkellner. Es war etwas andres, als Komplimente, was ich dem Mann da vorbetete. Der blieb aber ganz kühl. „Der Dackel pflegte immer auf Nr. 4 sein Nachmittagsschläfchen zu halten. Es wäre ein sehr sauberes Tier. Der Herr hätte absolut nichts zu befürchten zc. zc.“

„Nanu wird's aber Tag, Männchen!“ Ich fing an, mich mit dem Herrn Ober „berlinisch“ zu unterhalten. Das Ende war, daß ich nach einer kleinen halben Stunde nach Nummer 6 übersiedelte, und daß Oberkellner und Piccolo mich verwundert anglokten, so oft sie mich zu Gesicht bekamen.

Und der Tag ging zur Neige und die Nacht kündete sich mit ihren arabischen Wohlgerüchen — alias Häuserausdünstungen — an. Mir war ganz bellommen und meiner Haut ganz klebrig zu Mute. Doch nun sollte ja die Erlösung kommen. Und sie kam — in Gestalt eines mit einer bräunlichen Flüssigkeit gefüllten Kännchens, das etwa zwei Löffel Wasser halten mochte. Das war das Waschwasser, mit dem ich eine große Reinigung vornehmen wollte!

Sogar mein Gelbbeutel hat mir selten so große Kopfschmerzen verursacht, wie dieses Wasserminimum. Man lernt nie aus — selbst nicht in der Sparsamkeit. Und sparsam war ich, weiß der Teufel! Vorsichtig goß ich etwa ein Drittel von dem kostbaren Raß in das Waschbecken, nahm das hochelegante Gesichtshandtuch, tupfte einen Zipfel in die Feuchtigkeit und begann damit meine waschbedürftige Haut zu reiben. Eine Reinigung war's nicht, aber doch immerhin eine Erfrischung. So salbte ich mit dem angefeuchteten Handtuchzipfel vier Tage lang meine nach Wasser lechzende Haut. —

— Ein Held. Der Wiener „Neuen Freien Presse“ wird aus Jermatt im Wallis geschrieben: Ein Herr aus Dublin, Namens Fitzgerald, hatte dieser Tage, von der Margherita-Hütte auf dem Monte Rosa ausgehend, mit dem erprobten Führer Ulrich Alner und dessen Sohn den Abstieg in Val Anzascia über den gefährlichen Crestone Perazzi unternommen. Trotz wiederholter Ermahnungen, ja recht vorsichtig zu sein, machte Fitzgerald plötzlich einen unsicheren Tritt und stürzte ab, wobei er den jungen Alner mit sich riß. Aber der alte Alner hielt dem furchtbaren Rude stand und rettete die beiden, die über einem schauerlichen Abgrunde hingen. Es war ein entsetzliches Moment, dann rief der junge Alner aus der Tiefe herauf:

„Vater, mir ist nichts geschehen, aber der Tourist blutet; sein rechtes Bein ist zerschmettert und er scheint betäubt zu sein.“

„Kannst Du herauf?“ scholl es von oben zurück.

„Nein! Aber ich kann hinunter zum Gletscher und auf der andern Seite hinauf zur Margherita-Hütte.“

„So geh!“

Und der junge Mann ging; er hastete vorwärts, er sprang von Fels zu Fels und glitt durch die Kamine hinunter, bis er den Gletscher erreicht hatte, und dann eilte er weiter über Eis und Schnee und kroch und kletterte den Hang der Signalluppe (4561 Meter) empor, wo die Margherita-Hütte liegt. Von da wollte er Hilfe holen. Unterdessen stand der alte Alner unbeweglich auf seinem Plage und hielt das Seil an, an welchem schwer der Tourist hing. Dieser teilte dem Führer mit, daß er sich an einem Felszaden das rechte Schienbein zerschmettert habe und vor Schmerzen fast gelähmt sei. Der Führer entgegnete, er werde festhalten, bis ihn das Seil in die Tiefe reihe. Dann schwiegen beide und warteten auf Rettung. Aber es verstrichen sechs und einhalb fürchterliche Stunden, bis ein Ruf von einem entfernten Gratturne die Ankunft der Hilfeexpedition verkündete. Der alte Alner war schon ganz erstarrt, als man ihn aus seiner schrecklichen Lage befreite. Nachdem die Netter — es waren der junge Alner und drei andre Führer — den Touristen heraufgeholet und verbunden hatten, erkannten sie, daß für den Transport desselben mindestens sechs Mann erforderlich seien. Man mußte daher noch von der Gneifelhütte Hilfe holen und mit dem Verbundenen im Freien übernachten. Zum Glück war der Zustand desselben verhältnismäßig gut. Am nächsten Tage wurde der Transport betriebsfertig. —

gc. Echtes Jlang-Jlang. Die Javanerinnen sind große Liebhaberinnen von Parfüm. Die Gewächse der Tropen liefern ihnen, wie wir Dr. Preyers soeben ersahenem Werke „Indo-Malayische Streifzüge“ (Leipzig, Griebens Verlag) entnehmen, herliche Düfte: Haar, Gewänder und Bett erfüllen sie mit Wohlgerüchen. Die Blüten der Plumiera, der Gewürznelken, verschiedener Citrusarten, des indischen Jasmins, dann die Wurzel des Lemongras dazu Sandelholz, werden sowohl in natura verwendet, als auch zur Darstellung ätherischer Oele benutzt. Aus den Oelen wird unter Zusatz des

Orüsensekretes der Zibethblüte eine Mischung bereitet, deren Duft zwar nicht gerade europäischen Nasen gefällt, aber bei den Javanern selbst sehr beliebt ist. Den höchsten und edelsten Duft hat nach Ansicht der Javaner, die darin eine große Erfahrung besitzen, die Kananga-Blüte, welche auf den Philippinen das köstliche Jlang-Jlang liefert. „Jlang“ ist das malayische Wort für verlieren; vielleicht hängt der Name damit zusammen, daß im Gemische des herrlichen Duftes Sinne und Verstand verloren gehen und man sich wie im Nirwana, in einem unendlich wohnigen, bewußtlosen Zustande befindet. Das in Europa unter der Bezeichnung „Jlang-Jlang“ verkaufte Parfüm besteht nur zum kleinsten Teile aus dem echten Oele der Kananga-Blüten, enthält vielmehr zahlreiche Beimischungen; auch der Geruch desselben ist nicht zu vergleichen mit dem des reinen Oeles. In Java wird von den Eingeborenen zur eignen Verwendung und auch in größerer Menge zum Export Kananga-Del durch Destillieren aus den Blüten des Baumes hergestellt. Die Qualität desselben ist aber infolge mangelhafter Destillationsapparate minderwertig gegenüber dem Jlang-Jlang-Del von Manila; das javanische Produkt enthält hauptsächlich die höher-siedenden, weniger wohlriechenden Bestandteile aus den Blüten, während das Philippinen-Del überwiegend nur die zuerst bei der Destillation übergegangenen, leicht flüchtigen Substanzen enthält. Diese letzteren, die Preyer einmal in kleiner Menge isolierte, sind von unergleichlich schönem Wohlgeruch. Aber es gehören zur Bereitung von wenigen Gramm reinen Oeles viele Kilo von Blüten, und daher kommt der Preis des feinsten Jlang-Jlang enorm hoch zu stehen. —

Kulturgegeschichtliches.

— Schönheitspflege im 16. Jahrhundert. Das Bestreben, durch künstliche Mittel äußerliche körperliche Mängel zu verbessern, fehlende Reize zu ersetzen oder vorhandene zu erhöhen, die Spuren des nahenden Alters zu verwischen usw., ist jedenfalls so alt wie die Menschheit, nur weichen die zu diesem Zwecke eingeschlagenen Wege je nach den jeweiligen Schönheitsbegriffen und dem Bildungsgrade der verschiedenen Völker wesentlich von einander ab. Nach dem heutigen wissenschaftlichen Standpunkt beruht die wahre Schönheit in naturgemäßer Lebensweise und Pflege des ganzen Organismus, und doch ist auch in unren Tagen die Zahl der angeblichen sonstigen Schönheitsmittel noch Legion. Kein Wunder, daß man zu den Zeiten, als die Wissenschaft noch unter dem Einfluß des tollsten Aberglaubens stand, in der Kunst, die Schönheit des Körpers zu erhalten und zu befördern, zu den wunderlichsten Dingen seine Zuflucht nahm. Eine hübsche Blumenlese solcher Mittel veröffentlicht der „Petit Parisien“. Sie ist einem 1562 in Venedig erschienenen Werke über Frauen-schönheit entnommen, das einen Arzt Namens Marinello zum Verfasser hat. Wollte eine etwas hagere Dame ihrer Gestalt mehr Fülle geben, so mußte sie sich lange unbeweglich in einem kühlen Zimmer aufhalten, das durch Riechfläschchen mit Rosen- und Lilienwasser, Amber und Kampfer frisch zu erhalten war. Dabei hatte sie Essig und Gesalzenes, vor allem aber jede Zornregung zu vermeiden, nebenher ein Bad von Kamillen und Malven zu nehmen und Einreibungen mit Weichenwasser zu machen. Dazu war „so viel wie eine Kastanie“ von einer Latwerge aus Mandeln, weißen Mohnsamen, Terpentin und Butter vorgegeschrieben. Entsetzungskuren — auf die Marinello übrigens weniger Gewicht legt, da die damalige tonangebende italienische Damentwelt mehr für eine gewisse Leibesfülle schwärmte — waren viel einfacher, denn es bedurfte dazu nur eines Destillats aus Wein, Ingwer, Rosmarin und einer Garofilet (Nelke) genannten Pflanze, wovon jeden Morgen ein Glas zu trinken war. Als Haarwuchsmittel empfiehlt das Buch eine Abkochung von Myrtenkörnern, Galläpfeln und Mirobolanten in Rosenwasser. Blieb danach der Erfolg aus, so mußte allerdings ein eingreifenderes Mittel benutzt werden, das aber auch so sicher wirkte, daß es beim Einreiben selbst auf der Handfläche Haare erzeugte. Es bestand aus Mäusebrot und einem Pulver aus gebrannten Bienen, welche Stoffe mit Rosenöl geknetet wurden. Auch ein Enthaarungsmittel führt Marinello an; es wurde durch Verreibung einer Unze Ephenharz, Auripigment und Kolophonum mit Ameiseneiern, gebrannten Blutegeln und Frohschblut hergestellt. Runzeln verschwinden nach Marinello bei dem Gebrauch einer Salbe, die dadurch gewonnen wird, daß man geräuspertes Hirschhorn in etwas Wasser so lange kocht, bis sich auf diesem eine Fettschicht bildet, die dann mit Bohnenmehl zu vermengen ist. Zur Pflege der Zähne schreibt das Buch nicht etwa deren Reinigung, sondern einen Auszug aus Myrtenblättern und Beeren vor, der löffellweise einzunehmen ist. Das Werk Marinellos, der sogar ein Mittel dafür weiß, daß die Damen beim Flötenspiel die Vaden nicht in unangenehmer Weise aufblasen, war seiner Zeit in Italien und Frankreich weit verbreitet. — („Kölnische Zeitung“.)

Technisches.

mg. Filter für Trinkwasser. Meist wird man sich damit begnügen, daß das zu genießende Wasser „klar“ ist, d. h. daß man keine Trübung oder Färbung des Wassers beim Betrachten wahrzunehmen vermag. Es fragt sich nun, ob diese Prüfung des zu trinkenden Wassers durch den bloßen Augenschein, ja auch die weitere Prüfung durch den Geschmack genügt? Dem ist nun leider nicht so.

Aus gesundheitlichen Gründen muß Wert auf ein reines, bakterien-freies Wasser gelegt werden, da die bakteriologische Forschung überzeugend den Nachweis geführt hat, daß besonders durch den Genuß hygienisch nicht einwandfreien Wassers große Seuchen entstanden sind. Vielfach ist nun leider die Ansicht anzutreffen, daß reines Brunnenwasser zu keinen Bedenken Veranlassung giebt; dennoch ist diese Meinung durchaus falsch, da nicht selten die Zuströme in den Brunnen nicht kontrollierbar sind. Die zentrale Wasserversorgung der Städte ist gewiß eine der wertvollsten Kulturerwünschungen; aber auch sie giebt zu Bedenken Veranlassung, wenn man die Frage nach einem hygienisch einwandfreien Trinkwasser aufwirft. Cholera- und Typhus-Epidemien haben den Beweis geliefert, daß die in das Leitungswasser gelangten Bakterien die Seuchen verbreiten. Daher hat denn auch die Frage der Filtrierung des Trinkwassers immer größere Bedeutung erlangt. Wir wollen in dieser Hinsicht nur darauf hinweisen, daß die Armeen der verschiedenen Länder in immer größerem Umfange bei Feldzügen, Expeditionen und bei Manövern eine Filtrierung der den Soldaten zugänglich gemachten Wassermengen vorzunehmen pflegen, um seuchenartige Erkrankungen zu verhüten. Die guten Erfahrungen, die man in dieser Hinsicht gemacht hat, haben sich auch bei der Verwendung filtrierten Wassers in Gegenden mit epidemischen Erkrankungen der Bevölkerung befähigt. Gewiß wird eine Reinigung der Wassermengen, die mit Hilfe der großen Leitungsanlagen in die menschlichen Behausungen geschafft werden, vorgenommen, aber diese Reinigung gewährt leider nicht die erforderliche hygienische Sicherheit. Die Kunst des Filtrierens des Wassers ist nicht neu; es giebt auch diverse Vorrichtungen, die für diesen Zweck erdacht worden sind. Immerhin läßt sich nicht verkennen, daß ein wirklich brauchbares Filter so vielen Eigenschaften genügen muß, daß die Wahl eines solchen nur nach reiflicher Ueberlegung vorgenommen werden sollte.

Ein allen hygienischen Forderungen genügendes Wasserfilter muß nämlich folgenden Anforderungen genügen: Lieferung sicher bakterien-freien Wassers in ausreichenden Mengen; leichte, vollständige Reinigung und Sterilisation des Filters selbst; und endlich: dauernd gleichmäßige und sichere Leistung.

Diesen Anforderungen vermögen nun aber viele der sogenannten Hausfilter, die aus Kohle, Eisenschwamm und Asbestfasern hergestellt sind, nicht zu genügen, da sich ihre Hohlräume nach und nach mit den größten Einkstoffen z. B. verstopfen und so wahre Sammelstätten von Bakterien herbeigeführt werden. Die Porzellanfilter geben wohl ein einwandfreies Wasser, liefern aber so wenig Filtrat, daß sie schon aus diesem Grunde auf den Laboratoriumsgebrauch beschränkt geblieben sind. Dagegen giebt es Filtrierungs-vorrichtungen verschiedener Konstruktion, die in jeder Weise den gestellten Anforderungen gerecht werden. Bei dieser Gelegenheit muß aber darauf hingewiesen werden, daß es Pflicht der Kommunen ist, endlich auch der Frage der Beschaffung von Filtern zur Lieferung einwandfreien Trinkwassers namentlich während der Zeiten drohender Epidemien größere Beachtung als bisher zu schenken. Namentlich die jetzt in den Ueberschwemmungsgebieten drohenden Gefahren von Typhus- und Scharlach-Erkrankungen sollten den dortigen Kommunalvertretern die Pflicht der Beschaffung von Trinkwasser-Filtern gebieterisch nahe legen. —

Humoristisches.

— Größtes Schimpfwort. Zwei Würsthofer Wuben gerieten in Streit. Nach Knabenart bedachten sie sich gegenseitig mit den schönsten Schimpfnamen und bemühten sich hierbei, einander zu übertrumpfen. „Doh“, „Esel“, „Lepp“, „Rindvieh“ . . . der Streit schien kein Ende zu nehmen. Da schoß endlich der eine den Vogel ab, indem er dem andern zurief: „Du bist a Kurgast!“ Dieser Schimpf war nicht mehr zu überbieten. —

— Mütterlicher Rat. Der Gesangverein einer kleinen Stadt veranstaltet im Winter einen Ball, zu dem die Damen festlich geschmückt erschienen sind. Während einer Pause hört man in der Damengarderobe eine Ballmutter ihrer Töchter eine energische Maßregelung zu teil werden lassen. Man vernimmt die Worte: „Glaube, das sag' ich Dir: entweder Du wäichst Dir tiefer oder Du dekolletierst Dir höher!“ —

— Verblüfft. Im Wartezimmer eines sächsischen Polizeibureaus unterhalten sich zwei Herren, die als Zeugen einer Schlägerei mitgekommen sind, auf französisch, um von den übrigen Anwesenden nicht verstanden zu werden.

Wachhabender Schutzmänn: „Hier wird nicht französisch gered't.“

Der eine der beiden Herren: „Wenn Sie aber nu keener von uns beeden deitsch kann?“

Schutzmänn (salutierend): „Entschuldigen Sie, ja dann is 's was ganz andres.“ —

(„Jugend“.)

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 23. August.